Die Diamanten des Sultans.

(10. Fortsetzung.)

„Verlangen Sie keine Erklärungen von mir, die ich Ihnen nicht geben kann", erwiderte Dubois ausweichend. „Die genauen Einzelheiten dieser mysteriösen Geschichte werden wohl nur in Yildiz Kiosk bekannt sein, und ich bezweifle, daß man sie je erfahren wird. Sie haben ja selbst gesehen, Herr Talbot, daß Mahommed Ali von der Richtigkeit unserer Mission überzeugt war, und ohne Ihre Einmischung hätte er uns die ihm anvertrauten Steine noch in derselben Stunde ausgeliefert. Aber Sie mit Ihren Ansichten über Wahrung der gesetzmäßigen Formen zwangen uns zur Ausführung eines zweiten Planes, den wir entworfen hatten, falls der erste mißlingen sollte. Nachdem ich mit Ihnen das Haus verlassen hatte, brachte der Diener Hussein den Herren Kaffee, dem für Mohammed Ali und seine Sekretäre ein Betäubungsmittel beigemischt war".

„Aha, nun verstehe ich", nickte Brett. „Doch warum wurde Hussein ermordet?"

„Ja, das ist nur für einen Türken verständlich. Wenn sich diese Leute in unliebsamen Schwierigkeiten befinden, betrachten sie das Messer oder den Strick als bestes Hülfsmittel. Meine Verbündeten hielten sich nicht für gewöhnliche Verbrecher, sondern für Verschwörer, die nur aus politischen Gründen handelten — Gründe, die ein einfacher Diener wie Hussein nicht verstehen konnte. Um ihn daher unschädlich zu machen, erstachen sie ihn, während er die Taschen seines schlafenden Herrn leerte. Alsdann fiel es ihnen ein, daß Mohammed Ali und die anderen nach ihrem Erwachen vielleicht sehr unangenehme Dinge über die Doppelzüngigkeit gewisser hochgestellter Persönlichkeiten in Konstantinopel kundgeben würden. Das war Grund genug zur Rechtfertigung von Gewaltmitteln, und so wurden sie ebenfalls geräuschlos ins Jenseits befördert."

„Wo stammte aber die Mordwaffe her?" fragte Brett weiter. „Sie hatten kein Messer bei sich, weder beim Betreten noch beim Verlassen des Hauses."

„Ganz recht. Hussein spielte es ihnen für den Nothbedarf in die Hände. Er brachte ihnen auch eine Zange, um die Drahtjalousien zu zerschneiden, sowie das nöthige Material, den Riß wieder zusammenzufügen. Er war wirklich ein ausgezeichneter Gehülfe, und ich habe es ehrlich bedauert, daß er ermordet wurde. Wissen Sie übrigens, auf welche Weise die Diamanten entwendet worden sind?"

„O, ja," entgegnete Brett. „Sie wurden in einem Bündel durch das Fenster in den angrenzenden Park geworfen."

„So war es", nickte Dubois. „Der Türke, der sie in Empfang nahm, mußte sich die ganze Nacht im Park verborgen halten, bis am Morgen die Thore geöffnet wurden. Ja, ja, es war eine riskirte Sache. Ich selbst wußte nicht, zu welcher Zeit die Polizei den ganzen Umfang des Verbrechens entdecken würde. Die Diamanten erhielt ich erst um sieben Uhr morgens und da hatte ich noch die größte Mühe, sie von dem Türken zu erlangen. Ich hatte nämlich einen besonderen Plan für mich, den meine Verbündeten, die mir für meinen Beistand fünftausend Pfund Sterling ausgezahlt hatten, nicht ahnten. Der Anführer ihrer Partei, Hussein-ul Mult, saß in Paris, und so redete ich ihnen ein, es würde ihrer Sache Schaden bringen, wenn sie jetzt direkt von London dorthin gingen. Ich brachte sie an Bord eines Schiffes nach Smyrna, und Beaucaire, der im übrigen unserem Unternehmen fern stand, wurde beauftragt, die Bewegungen der Polizei zu beobachten und dann Bericht zu erstatten. Wenn ich nicht irre, reiste er mit Ihnen zugleich nach Paris. Es war ein klug ersonnener Plan — von Anfang bis zu Ende. Und nun", schloß er, „darf ich Sie noch um eine Zigarette bitten?"

Brett erfüllte seinen Wunsch. „Es so gut wie die Hussein-ul-Mult sind sie aber nicht", bemerkte er höhnend.

„Ja, der hatte vorzügliche", stimmte Dubois bei. „Wenn Sie nicht gewesen wären, Herr Brett, hätte ich ihm sicher die falschen Diamanten aufgehängt. Dachte wirklich nicht, daß die Engländer soviel Scharfsinn besäßen. Als Volk sind sie sehr beschränkt — im einzelnen jedoch giebt es rühmliche Ausnahmen. Sie sind kein Franzose, mein Herr."

„Wollen Sie mir damit ein Kompliment machen?"

Dubois lachte. „Meinetwegen — ja. Und nun ich Ihnen alles gesagt habe, was Sie zu wissen wünschen, möchte ich auch eine Frage an Sie richten, die für mich besonderes Interesse hat. Was wird aus mir? Werde ich gehängt, eingesperrt oder dem Sultan ausgeliefert?"

Brett antwortete mit einer Gegenfrage. „Sagen Sie mir zuerst, wieviel Sie noch von den fünftausend Pfund Sterling besitzen?"

„Ich habe noch keine tausend davon ausgegeben", lautete die Erwiderung des Franzosen, „obgleich ich große Unkosten hatte".

„Weshalb kamen Sie denn hierher?"

„Da drüben in den Bergen habe ich einige Freunde, bei denen ich für die nächsten Monate ein sicheres Unterkommen gefunden hätte."

„Und dann?"

„Dann wäre ich mit Marguerite nach Argentinien gegangen. Wir wollten dort friedlich leben und unsere Kinder lehren, die Namen Mohammeds und Abdul Hamids zu segnen."

„Marguerite? Ist das Fräulein Beaucaire?"

„Ja. Das ist ihr Mädchenname; unter diesem war sie sicherer, als unter dem einer Frau Dubois. Ich hörte, sie sei krank und in Haft, zugleich mit ihrem vortrefflichen Vater. Wirklich, Herr Brett, obgleich Sie mir gefallen, müßte ich wünschen, Ihnen den Hals abschneiden zu können".

„Was Sie unfehlbar auf den Galgen bringen würde", ergänzte der Anwalt trocken. „Sind Sie mit Marguerite kirchlich getraut?"

Der Franzose warf ihm einen ärgerlichen Blick zu. „Das geht Sie doch nichts an", brummte er.

Dubois Geschick war schon bestimmt worden. Man wollte ihn straffrei ausgehen lassen, weil sein Verbrechen eine politische Bedeutung hatte, und weil in einem öffentlichen Prozeß die geringste Anspielung auf den Diebstahl der Diamanten oder die Absichten, die der Sultan bezüglich der Steine gehabt, einen solchen Sturm in der ganzen muselmännischen Welt hervorgerufen hätte, daß man nicht wissen konnte, wie es enden würde. Nur diesem Umstand allein verdankte es Dubois, daß er der wohlverdienten Strafe entging.

Brett wußte dies, theilte es dem Franzosen aber noch nicht mit, weil ihm ein Gedanke gekommen war, den er zur Ausführung bringen wollte.

Das Gespräch unter irgend einem Vorwand abbrechend, versprach er, am Nachmittag wieder zu kommen. Wirklich erschien er auch in Begleitung Talbots und gefolgt von weiteren zwei Personen — Beaucaire und seiner Tochter.

Das Wiedersehen zwischen Dubois und seiner Frau war sehr rührend, etwas theatralisch, aber echt französisch.

Nach einer Weile rief Brett sie in die Wirklichkeit zurück, indem er sich zu Dubois wandte. „Ich bin beauftragt worden, Ihnen mitzutheilen, daß, wenn Sie sich direkt nach Argentinien einschiffen und nie wieder nach Frankreich zurückkehren, auch über den Diamantenraub unverbrüchliches Schweigen beobachten wollen, Sie hier in Freiheit gesetzt und weder von der französischen noch englischen Polizei verhaftet werden. Die Nichtbeachtung einer dieser Bedingungen würde jedoch zu Ihrer Auslieferung und Verurtheilung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit führen."

Der Franzose warf Brett einen mißtrauischen Blick zu. „Ma foi!" rief er aus. „Wie komme ich zu solcher Nachsicht?"

Ohne diese Frage zu beachten, fuhr der Anwalt fort: „Ich bin noch nicht zu Ende. Sie besitzen wahrscheinlich keinen kirchlichen Trauschein. Sie werden sich jetzt einen solchen verschaffen, damit Sie in jeder Hinsicht ein neues Leben beginnen können."

Diese Eröffnung wirkte sehr verschieden auf die Betheiligten. Dubois wurde roth vor Aerger über die ihm zugedachte Zwangsmaßregel; Marguerite saß bleich und stumm neben ihrem Gatten, und nur ihr Vater nickte zufrieden vor sich hin, indem er halblaut murmelte: „So ist's recht!"

„Unsere Privatangelegenheiten können wir selber ordnen," begann Dubois grollend, doch Brett schnitt ihm das Wort ab: „Sie sind dieser Dame für ihre treue Hingabe zu größtem Dank verpflichtet. Sie ist Ihnen auf Ihren schlechten Wegen gefolgt — möge sie Ihnen jetzt beistehen, ein besseres Leben zu führen. Sie haben jetzt die Wahl. Entscheiden Sie sich!"

Dubois warf verstohlen einen Blick auf Marguerite, die mit gesenkten Augen, zu stolz ihm zuzureden, da saß.

Brett bemerkte sein Zögern und beschloß, nun den letzten Trumpf auszuspielen.

„Im schwarzen Cabaret befindet sich ein geheimes Zimmer", sagte er mit Nachdruck, „dessen Inhalt die Polizei noch nicht erforscht hat. Auf mein Verlangen wurde bisher eine genaue Durchsuchung unterlassen; sollte dieselbe aber nun vorgenommen werden, so würde Ihre beabsichtigte Reise nach Argentinien wahrscheinlich nicht zur Ausführung kommen. Sie werden das am besten wissen."

Dubois sah unschlüssig vor sich hin. Argentinien mit viertausend Pfund Sterling — das paßte ihm. Aber —

Den Kopf wendend, schaute er zu Beaucaire hinüber, der todtenblaß, mit großen Schweißtropfen auf der Stirn, am Tisch lehnte. Sekundenlang begegneten sich beider Blicke, und in diesem Blick mochten sie sich wohl gegenseitig verstanden haben, denn Dubois legte plötzlich den gesunden Arm um Marguerite, indem er gleichmüthig sagte: „Mag uns auch die Kirche zusammenthun Kleine! Es ist besser!"

Die Trauung wurde sofort durch einen Priester vollzogen. Während die Neuvermählten ihre Namen in das Register einschrieben, trat Beaucaire mit Brett etwas abseits. „Ich wollte Ihnen gern für Ihre Freundlichkeit gegen meine Tochter danken", murmelte er. „Und dann", fügte er stockend hinzu, „möchte ich gern wissen, ob die Polizei wirklich von jenem Zimmer Kenntnis hat".

„Allerdings", bestätigte der Anwalt.

„Wenn das der Fall ist, gehe ich lieber gleich mit nach Argentinien. In Paris wird mir der Boden zu heiß."

Bald nach der Trauung bat Marguerite, Edith Talbot besuchen zu dürfen, was ihr gestattet wurde. Schluchzend warf sie sich dem jungen Mädchen zu Füßen, ihre Verzeihung erbittend.

Edith zeigte sich überaus freundlich gegen ihre irrende Mitschwester und unterhielt sich solange mit ihr, daß Fairholme seine Ungeduld kaum noch bemeistern konnte, hatte er doch seine holde Braut zwei volle Stunden nicht gesehen.

Sechs Monate später, als Lord und Lady Fairholme von ihrer Hochzeitsreise zurückkehrten, die sie auf der „Blue Bell" nach Schweden und Norwegen gemacht hatten, luden sie Brett zu Mittag ein.

Jack Talbot, Daubeney und Sir Hubert waren ebenfalls anwesend.

„Konstantinopel muß doch ein merkwürdiger Ort sein", äußerte Jack im Laufe des Tischgespräches.

„Warum?" rief ihm seine Schwester zu, die entzückend frisch und blühend von ihrer Nordlandsreise heimgekehrt war. „Hoffentlich gibts doch keine mysteriösen Diamantgeschichten mehr?"

„Das gerade nicht, aber ich zog durch einen mir befreundeten Attache an der Botschaft in Konstantinopel einige Erkundigungen ein. Hussein-ul-Mult und seine beiden Genossen sind jetzt wichtige Persönlichkeiten in Yildiz Kiosk und bekleiden hohe Aemter. Erinnert Ihr Euch noch der beiden Mörder, die nach Smyrna entkamen?"

„Ja", erwiderte Fairholme. „Was ist mit ihnen geschehen?"

„Nun, Mahommed Alis Verwandte haben auf irgend eine Weise erfahren, daß diese zwei den Mord begangen haben, und eines schönen Tages rächten sie sich, indem sie die Verbrecher in Stücke hauen ließen".

„Erzähle doch nicht solch' grausige Dinge", rief Edith schaudernd. „Sage mir lieber, hat man einmal etwas von Dubois und seiner Frau gehört?"

Das reizte natürlich Ediths Neugier und, sobald die Tafel aufgehoben war, begab sie sich mit ihren Gästen in den Salon. Was sie hier fand, erregte ihr höchstes Entzücken.

In einem geräumigen Käfig saß ein prächtiger, schneeweißer Kakadu, der seine rothe Federhaube hoch aufrichtete, als man ihn umdrängte.

„Das glückliche Paar in Argentinien", erklärte Brett, „schickte mir den Vogel mit der Bitte, Ihnen denselben nach Ihrer Rückkehr als Hochzeitsgabe zu überreichen. Er heißt der Prophet und spricht ausgezeichnet — allerdings nur französisch."

„O wie reizend!" rief Edith entzückt. „Wenn er nur etwas sagen wollte. Eher Prophete, parlez avec moi! Sprich, mein hübscher Vogel!"

Und sofort entfaltete der Kakadu seine weißen Schwingen, indem er laut rief:

„Vive Mahomet! Vive le Sultan! A bas les Grecs! a bas, a bas!"

(Ende.)

Ein eigenartiger Freier.

Der alte Herr hatte, im Grunde genommen, gegen den jungen Mann als Schwiegersohn nichts einzuwenden, aber er war einer jener alten Herren, die immer etwas einzuwenden haben, um dann ihre Einwilligung zu geben, mit der Würde von Leuten, welche eine ganz andere Gunst zu verleihen haben. Als der junge Mann seinen Besuch machte, war er vorbereitet. „So," rief er grimmig, noch ehe der Freier ausgesprochen hatte, „Sie wollen meine Tochter heirathen? was? und ich soll dazu meine Einwilligung geben?" — Der junge Mann erwiderte sehr kühl: „Das habe ich nicht gesagt." — Der alte Herr schnappte nach Luft: „Aber Sie wollten es doch sagen?" — „Wer sagte Ihnen, daß ich das wollte?" fragte der andere, der sich seines Vortheiles bewußt war. — „Aber Sie wollen doch, daß ich Ihnen gestatte, sie zu heirathen, nicht wahr?" — „Nein." — „Nein!" rief der alte Herr und fiel beinahe vom Stuhl. — „So," sagte ich. „Was wollen Sie denn aber?" — „Ich wünsche, daß Sie Ihre Einwilligung geben," erwiderte der Jüngling liebenswürdig. „Ich heirathe sie zwar auf jeden Fall; aber wir meinten, Ihre Einwilligung würde unsere Ehe angenehmer einleiten." — Der alte Herr bedurfte einer Minute, um der Situation Herr zu werden. Dann streckte er die Hand aus: „Gieb mir die Hand, mein Junge," sagte er, „ich habe mich nach einem Schwiegersohne umgesehen, der Muth hat, und ich glaube, Du entsprichst den höchsten Anforderungen."

Ein Privilegium.

„Ich habe einen Sohn", sagte der Handlungsreisende, „der mit allen Eisenbahnen, Omnibussen, Pferdebahnen und Dampfschiffen der ganzen Welt umsonst fahren kann". — „Unmöglich!" — rief der erstaunte Begleiter aus. „wie kann das angehen?" — „Nun, ich will es Ihnen sagen, er ist erst einen Monat alt!"

Der Herr Kollege.

Eine fidele Automobilgeschichte von L. Ferrier.

Als Herr Labouchette, Inhaber der Firma Labouchette u. Co., sein Geschäft verkauft und sich zur Ruhe gesetzt hatte, stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus. Er hatte in seinem Leben ordentlich gearbeitet und sein Streben war von Erfolg gekrönt gewesen. Ein nettes Vermögen hatte er nach und nach angesammelt. Die Kinder waren verheirathet und gut versorgt; nun konnte er endlich selbst seines Lebens froh werden und die täglichen Sorgen, wie sie ein Großbetrieb mit sich bringt, abstreifen.

Seit langer Zeit schon hatte Herr Labouchette, wenn ihm das Geschäft einen Augenblick Ruhe ließ, einen Gedanken ausgesponnen, hatte sich ausgemalt, wie es sein würde, wenn er diesen Gedanken verwirklichen könnte! Zu niemand sprach er jedoch davon, nicht einmal seiner Gattin vertraute er sein Geheimnis an.

Herrn Labouchettes Wunsch, sein Ehrgeiz gipfelte darin: „Autolenker" zu werden. Er, der redliche Kaufmann, der sein ganzes Leben ebenso häuslich wie seßhaft gewesen war, empfand auf seine alten Tage eine wahre Leidenschaft für alles, was Schnelligkeit bei der Fortbewegung bedeutete.

Jedes Auto, das er in seiner Straße gesehen, hatte ihn den brennenden Wunsch empfinden lassen, mit dem Gefährt davonzufahren, in rasender Geschwindigkeit in die Welt hinaus .... die Häuser, die Menschen, Baum und Strauch in tollem Wirbel an sich vorbeitanzen zu sehen! Er hatte sogar einmal erwogen, ob er nicht zum Versand seiner Waren ein Auto anschaffen sollte. Doch die inständigen Bitten seiner ängstlichen Frau, die Neckereien seiner Freunde, hatten ihm den Plan wieder aufgeben lassen.

Als Herr Labouchette aber ein freier Mann war und keinem Zwang mehr unterlag, da war es mit allem Schwanken und Zögern vorbei.

Erst ließ er sich aus der Hauptstadt — denn Herr Labouchette lebte als Rentner in der Provinz —, alle Sportjournale kommen. Er war sein Leben lang nicht einmal auf ein Dreirad gestiegen, und sprach jetzt von „Pferdekraft," von „Rekord" und von „Wettfahrten," als wenn das bisher zu seinen täglichen Beschäftigungen gehört hätte. Die Photographien aller Persönlichkeiten, die in Sportkreisen einen Namen hatten, sammelte er, wie andere die Bilder berühmter Männer sammeln, und die Wände seines Wohnzimmers und Eßzimmers schmückten Bildnisse von Männern mit Schutzbrillen, dicken Pelzen, großen Pelzmützen mit Ohrenklappen.

Doch bald genügte Herrn Labouchette die Photographiesammlung nicht mehr. Selbst wollte er aussehen wie diejenigen, die auf den Bildern abkonterfeit waren; und eines Abends erschrak Labouchettes friedliebende Ehehälfte fast zu Tode, als ihr Mann nach Hause kam! Er trug Chauffeurtracht: eine dicke Pelzmütze mit Ohrenklappen, eine große Schutzbrille und einen dicken Pelz, der allein sicherlich seine dreißig Kilo wog.

Ein paar Tage später kaufte Herr Labouchette zum Entsetzen seiner Frau ein Auto zu vierundzwanzig Pferdekräften von der weltberühmten Firma Lapanne und Co.

Die erste Autofahrt Herrn Labouchettes bildete für lange Zeit das Gesprächsthema der Familie Labouchettes und aller derer, die mit ihr befreundet waren.

Frau Labouchette hatte nicht mitfahren wollen. „Man weiß doch nie, was passieren kann. Diese Autos sind ja ganz unberechenbare launische Dinger!" sagte sie.

So fuhr denn Herr Labouchette allein, in dem Bewußtsein, endlich erreicht zu haben, was er erstrebt! Er lenkte das Auto, es mußte ihm folgen. Ein Druck seiner Hand bändigte die nagelneue Maschine. Sie stöhnte, pustete, zitterte und bebte wie ein wildes Thier, das die Hand seines Herrn über sich verspürt; sie wartete nur auf den Moment, wo sie losstürmen durfte. —

Und der Moment kam.

Eine ganz leise Drehung, ein leichter Druck und „rrr!", Herr Labouchette in seiner neuen Chauffeurtracht fuhr im Triumph in einer kolossalen Staubwolke, unter ohrenbetäubendem Getöse und unter starkem Benzinduft hinaus in die Welt.

Herr Labouchette berauschte sich an der Geschwindigkeit, mit der er fuhr. Rascher und rascher ging es vorwärts; sein Fuß drückte auf die Feder, seine Hände lenkten das Steuer, der Oberkörper war nach vorn geneigt. Die Augen, die hinter der Brille wie große, vorstehende Froschaugen aussahen, achteten auf jedes Hindernis ... auf jeden Stein, der so heimtückisch dem Auto die Reifen zerschneidet, auf jede Unebenheit des Weges, die das Auto sich auf die Seite legen läßt, auf die leidigen Fußgänger, welche die Manie haben, sich gerade den Autos in den Weg zu stellen.

Und das Auto lief und lief; es sprang, stöhnte, nahm Anhöhen, sauste Ebenen hinab, überfuhr Hühner und Hunde, bedrohte die Bauern und die Lastfuhrwerke, erschreckte Pferde, Herden und Kinder, sauste ohne Rücksicht an Chausseehäusern und Feldhütern vorbei. Den Passanten blieb nichts anderes übrig, als wüthend mit der geballten Faust zu drohen!

Endlich aber mußte Herr Labouchette das Tempo doch verlangsamen. Er kam durch ein Dorf, in dem Jahrmarkt war und die Bewohner in ihren Festkleidern die Straßen und Plätze belebten. Sie drängten sich vor den Schaubuden und vor den Wirthshäusern. Alle diese Menschen, dies Gedränge, stellten die Geduld des Autolenkers auf eine harte Probe.

Was gingen ihn die Karussels mit den Holzpferden an, die immer und ewig in denselben rundliefen, dicht besetzt von der lieben Dorfjugend? Was hatte er mit dem Tanzplatz zu thun, auf dem sich die Paare lustig drehten? Das größte Gedränge war von einem Mann, der einen zottigen Bären an einer Kette hielt und auf dessen Befehl Meister Petz seine Kunststücke zeigen mußte.

Herr Labouchette mußte sich das alles, sehr gegen seinen Willen mitansehen, denn er konnte nicht vorwärts. Eine Raddrehung, und das Auto mußte wieder halten: die Menschen schienen sich absichtlich gerade vor seinem Auto zu drängen.

Allerlei Zurufe wurden laut.

„Reißt ihn herunter!"

„Laßt ihn nicht weiter!"

„Runter mit dem Menschentödter!"

Ein Spaßvogel rief:

„Heh! 's ist ja ein Bär! Jetzt haben wir zwei Bären! Legt ihm doch einen Maulkorb an!"

Lautes Lachen und Johlen ertönte.

Endlich, endlich konnte Herr Labouchette weiter, nun hatte er das Dorf hinter sich, nun wird er wieder mit voller Geschwindigkeit vorwärts stürmen können!

„Doch was war das? War es nicht gerade so als wenn das Auto nun nicht mehr wollte ..... und wirklich, jetzt stand es, die Maschine versagte und Kraftfahrzeug wollte weder vorwärts noch zurück.

„Na, da säße ich ja fest!"

Aber Herr Labouchette war Optimist, und im übrigen voll und ganz von dem Werth seiner Maschine überzeugt.

„Es ist ja nichts von Bedeutung", sagte er sich. Und ohne sich seines Pelzes zu entledigen, nimmt er aus dem Sitz einen Korb mit Mundvorrath, den die fürsorgliche Gattin ihm mitgegeben, stellt ihn achtlos neben seinen Chauffeursitz und entnimmt dem Verschlag den Beutel mit dem nothwendigsten Handwerkszeug: Schraubenzieher usw. usw.

Mit einem Instrument in der Hand rutschte Herr Labouchette dann auf den Knieen liegend, unter das Auto und begann eine Schraube festzudrehen, die einzig und allein die Schuld an dem Steckenbleiben tragen muß.

Der kleine Schaden war bald repariert.

„Haha, nun wird's gleich wie geschmiert weitergehen", denkt Herr Labouchette.

Als er sich jedoch aufgerichtet hat und seinen Platz wieder einnehmen will, bleibt er wie angewurzelt stehen. Erstaunen und Empörung lassen ihn zuerst gar keine Worte finden.

Und dann brüllt Herr Labouchette mit Stentorstimme:

„Na, das ist aber wirklich ein bißchen gar zu ungeniert .... Herr Kollege!"

Auf dem Platz des Chauffeurs, auf seinem Platz, ihm den Rücken zugewendet, sitzt ein anderer Chauffeur, ebenso wie Herr Labouchette in einen dicken Pelz gekleidet, und läßt sich die von Frau Labouchette mitgegebenen Leckereien gut munden.

Wüthend klettert Herr Labouchette auf den Tritt und schlägt dem frechen Menschen von rückwärts mit voller Wucht auf die Schulter, indem er ruft:

Der Kollege hatte sich so voll und ganz in die kulinarischen Genüsse vertieft, daß er nicht einmal auf die empörten Worte des rechtmäßigen Eigenthümers all der Herrlichkeiten antwortete.

„Na sagen Sie mal, vielleicht lassen Sie mir auch noch etwas übrig!"

Noch hatte er die Worte kaum gerufen, da schreit Herr Labouchette entsetzt auf und springt, so rasch er kann, von dem Auto, seinem Auto, herab. —

Seinem kräftigen Schlag auf die Schulter des Fremden ist ein unwillkürliches Brummen als Antwort gefolgt und der Herr Kollege hatte sich umgewendet.

Herr Labouchette sah keine Schutzbrille, keine Pelzmütze! Aber statt dessen einen weit aufgerissenen Rachen und mächtige Hauer, Tatzen mit Krallen, die sich gegen ihn ausstreckten — und weiter nichts mehr.

Mit dem Schrei: „Der Bär, der Bär!" jagt der arme Autobesitzer davon, in der furchtbaren Angst, von dem Thier, das er bei seiner Mahlzeit gestört hatte, verfolgt zu werden.

Und schon vernimmt er hinter sich Stimmengewirr, Rufe: „Der Bär, der Bär! da ist er ja! fangt ihn, haltet ihn!"

Ja, ja, der Bär ist ihm auf den Fersen.

Für Herrn Labouchette ist kein Zweifel mehr möglich: Die Arme dicht an den Oberkörper geschmiegt, schweißtriefend, keucht der Aermste vorwärts, so rasch es ihm die Last, die er durch seinen Pelz mit sich schleppt, nur gestattet.

Näher, immer näher kommt das Stimmengewirr und natürlich auch das Thier.

Herr Labouchette hat nicht die Kraft sich umzudrehen, kaum noch tragen ihn seine Beine.

Wenn er sich nur irgendwo verbergen könnte! Rechts und links vom Weg sind nur hohe Hecken, Er, Labouchette, kann nicht hinüber, aber der Bär kann es, für den ist das eine Kleinigkeit...

Auf einen Baum klettern? Ja, wenn er es nur könnte.... aber Herr Labouchette weiß, daß er dazu nicht im Stande ist!

Da kommt ihm ein Hoffnungsstrahl .... Dort, in einer Entfernung von vielleicht 200 Schritte, ist eine Hütte .... die Hütte eines Chausseewärters .... Herr Labouchette sieht, daß die Thür geöffnet ist....

wenn es mir gelingt, mich hinein zu flüchten.... wenn ich noch Zeit habe, die Thür hinter mir zuzuschlagen"...

Aber die Kräfte versagen. Er kann nicht weiter. Und ganz deutlich, schon dicht hinter sich, glaubt er das wüthende Brummen des Bären zu hören, der ihn verfolgt.

Nein, er kann nicht mehr... er war verloren....

Mit Aufbietung aller Kraft und fast übermenschlicher Anstrengung gelingt es Herrn Labouchette doch noch, auf die Hütte zuzustürzen, die Thür kann er aber nicht mehr hinter sich verschließen.

Ein kräftiger Stoß.... sie fliegt auf und bis an die Wand und auf Herr Labouchette stürzt sich ein .... Mann mit hocherhobener Peitsche! Und gleich, in demselben Augenblick, ertönt der empörte und erstaunte Ruf:

„Aber, das ist ja nicht mein Bär!... Das ist ja ein Mensch!"

Da standen sich der arme Labouchette und der arme Bärenführer gegenüber .... beide waren wüthend, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es zu einer regelrechten Prügelei gekommen, bei der Herr Labouchette jedenfalls den Kürzeren gezogen hätte.

Endlich gelang es dem armen Labouchette, dem Bärenführer begreiflich zu machen, daß er, Labouchette, ja vor dem Bären geflohen sei und keinerlei böse Absicht gegen ihn habe.... Dann gingen die Männer zu der Stelle, wo das Auto, das funkelnagelneue Auto mit den blitzenden Kupferbeschlägen und dem schönen rothweißen Lack stand. Auf den rothen Tuchkissen hatte der wirkliche Bär es sich bequem gemacht .... das arme, magere Thier hatte wohl lange nicht so viel bekommen, als in dem Proviantkorb von Frau Labouchette enthalten war!....

Herr Labouchette hat nach diesem Abenteuer seine Vorliebe für das Auto beibehalten .... aber seinen Pelz hat er verkauft, den mag er nicht leiden!

Künstlerlaune und Polenwitz.

Jean Abell, ein ausgezeichneter Sänger und Lautenspieler der Kapelle des Königs Karl II. von England, hatte seine Stellung zur Zeit der Revolution von 1688 verloren und sah sich genöthigt, auszuwandern und als Konzertgeber umherzuziehen. Er besuchte auf diese Weise Holland, Deutschland und Polen. In letzterem Lande begegnete ihm ein sonderbares Erlebnis.

In Warschau wurde er nämlich eingeladen, vor dem Könige zu singen. Abell beliebte es aber, sich zu weigern, da er mehr Honorar herausschlagen wollte, er entschuldigte sich, und auf eine zweite an ihn ergangene Einladung wiederholte er seine Weigerung schriftlich. Es ward ihm darauf förmlich der Befehl gegeben, bei Hofe zu erscheinen. Diesem Befehle mußte der Künstler wohl oder übel nachkommen.

In dem Palaste angekommen, führte man ihn in einen geräumigen Saal, um den in der Höhe eine Galerie lief. In der Mitte des Saales stand ein Sessel, welchen man dem Künstler anbot. Aber kaum hatte er sich niedergelassen, als der Sessel und mit ihm der Künstler durch einen versteckten künstlichen Mechanismus bis zur Höhe der Galerie emporgehoben wurde. In demselben Augenblicke erschien der König auf der Galerie, umgeben von seinem ganzen Hofstaate. Auf ein vom Könige sofort gegebenes Zeichen öffneten sich unten die Saalthüren, und man sah durch sie vier gewaltige braune Bären in den Saal stürzen, die mit verlangenden Blicken zu dem droben hängenden Sessel und seinem Insassen hinaufbrummten. Der König stellte nun dem Künstler die Wahl, entweder auf der Stelle zu singen oder in den Saal mitten unter die wilden Bären hinabgelassen zu werden. Jean Abell besann sich nicht lange, er kam dieser liebenswürdigen Einladung sofort nach und sang auf dem Sessel sitzend sein Bestes.

Später gestand er selbst, daß er nie in seinem Leben besser bei Stimme gewesen sei als damals.

Die höheren Töchter.

Vater: „In der Küche, Kinder, sollt Ihr doch nicht immer französisch miteinander reden; das ganze Essen wimmelt wieder von Mißverständnissen."

* * *

Geistesgegenwart.

Mann (während eines ehelichen Zwistes, plötzlich): „Du ich glaube, das Mädchen lorcht am Schlüsselloch .... schimpfen wir's Son, Ich!"

Schell & Thomas und Sp